

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 130.

Donnerstag, 5. Juni.

1930.

Die Maifrau.

Roman von D. Feubner.

(Nachdruck verboten.)

(14. Fortsetzung.)

Mit glasigen Blicken schaute Heinrich Weihershäuser den Sprecher an, dann lachte er laut auf und grunzte: „Oh, Sie — Sie Fackel! Sie treffe ja och nix, un wenn Sie dreimal der reiche Herr Kaiserler sein.“

Bei Julius schwoll die Zornader stark an und seine rechte Hand zuckte verdächtig, doch zwang er sich gewaltjam zur Ruhe; denn er hielt es unter seiner Würde, einem Knecht des Alkohols mit der Faust anständige Manieren beizubringen.

Zum Glück legten sich auch jetzt die noch nüchternen Freunde des Gohwaldners ins Mittel und redeten diesem gut und doch energisch zu.

„Jetzt bist awer still, Heinrich!“, polterte ein besonders starker Bursch, „sonst verdienst tatsächlich Prügel!“ Dann faßte er den Unverschämten am Arm und zog ihn mit Gewalt fort.

Julius trat nun wieder an seinen Tisch heran und sagte zu Waltraut: „Entschuldigen Sie mich für kurze Zeit; in einer Viertelstunde bin ich wieder zurück.“ Dann entfernte er sich rasch.

Als er wiederkehrte, trug er eine Repetierbüchse auf der Schulter, bei deren Anblick des Mädchens Augen in froher Zuversicht aufleuchteten. Und es meinte leise: „Na, endlich sind Sie so weit . . .“

„Ich halte es nun doch für meine Pflicht“, entgegnete er ruhig, „die Ehre und das Ansehen meines Heimatdorfes gegen fremde Anmaßung zu verteidigen.“

„Soll ich Ihnen den Daumen drücken?“, lachte Waltraut, „oder sind Sie nicht abergläubisch?“

„Ein bißchen wohl! Doch im großen und ganzen verlasse ich mich auf mein eigenes Können. Wenn es Ihnen aber Vergnügen macht . . .“

Er reichte ihr unauffällig die Hand, und das Mädchen kniff ihn herzlich in den Daumen, daß er ein unterdrücktes „Autsch“ ausstieß.

Dann trat er an den Stand heran, lud die Büchse, zielte kurz, und der Schuß krachte. Der Anzeiger meldete eine „elf kurz“.

„Bravo!“ riefen die Zuschauer in ehrlicher Freude. Befriedigt schob der Schütze eine neue Patrone in den Lauf und schob hintereinander eine 12, 11, 12 12, im ganzen mit fünf Schüssen also 58 Ringe. Damit war der Gohwaldener um zwei Punkte überschossen.

Ein begeistertes „Hurra“ ertönte von allen Seiten. Der Julius hat den Weihershäuser abgesägt! Bravo, Julius, Bravo! Das macht keener nach! . . .“

Allgemeines Händeklatschen, Händeschütteln, Beglückwünschen.

Wortlos, aber mit zufriedenerm Lächeln, ließ Julius sich huldigen und trat dann, als der erste Ansturm vorüber war, wieder an den Tisch der Försterfamilie, wo er Platz nahm.

„Ich gratuliere!“, sagte Waltraut mit leuchtenden Augen und reichte dem schmucken Burschen die Hand. „Waren das nun lauter Zufallstreffer, oder schießen Sie immer so hervorragend?“

„Zufallstreffer!“, lachte Julius gutgelaunt. „Ihr Daumendrücken hat mir Glück gebracht.“

„Von Zufallstreffern kann hier wohl keine Rede mehr sein“, warf jetzt Weismut ein, „das war wirkliche Schießkunst! Sie sind ja der reine Tell.“

„Ich schieße nicht immer so gut“, wehrte der junge Mann ab, „man hat ja auch so wenig Übung . . .“

„Ein sicheres Aug' und ruhig Blut — Das sind des Schützen Zauberhut . . .“, scherzte der Förster. Dann fuhr er fort: „Zeigen Sie die Knarre, die so hervorragend schießt, doch einmal her!“

Mit sichtlichem Widerstreben reichte Julius die Büchse hin, die der Forstmann vorsichtig ergriff und aufmerksam betrachtete. „Mein Gott, sieht das Ding aus“, sagte er ungehalten. „Wenn ein Soldat zu meiner Zeit mit einem solchen Schießeißen zum Appell gekommen wäre, der Hauptmann hätte ihn vom Fleck weg eingesperrt. Die hat wohl den ganzen Weltkrieg mitgemacht, ohne sich jemals der Bekanntheit eines Puklappens oder einiger Tropfen Öl erfreut zu haben?“

„Sie ist lange nicht gereinigt worden“, entgegnete der junge Mann verlegen. „Den Rost trägt sie aber nur äußerlich, ihre Seele ist spiegelblank . . .“

„Die müssen Sie mal ordentlich schrumpfen, sonst fressen sie die Eisenmotten noch vollends auf.“ Mit diesen Worten reichte Weismut die Waffe zurück . . .

Nach einem Weilschen erhob sich Julius und bat das Mädchen um einen Tanz, und mit hochklopfenden Herzen verließen die jungen Leute den Garten, um sich nach dem Saal zu begeben.

Als das Försterehepaar allein war, rückte die Frau etwas näher an ihren Mann heran und sagte mit gedämpfter Stimme: „Ich habe das Gefühl, als mache Herr Kaiserler unserer Traute heute noch einen Heiratsantrag.“

„Sooo? — Meinst du wirklich?“

„Du wirst sehen, ich habe recht.“

„Glaubst du, daß das Mädchen sein Jawort gibt?“

„Selbstverständlich tut es das . . . Traute ist ja bis über die Ohren verliebt in den schmucken Burschen.“

„Und was wirst du dazu sagen?“

„Ich —? Selbstverständlich Ja und Amen! Du doch hoffentlich auch?“

„Ich lege dem Kind nichts in den Weg, wenn ich auch der Meinung bin, daß es mit dem Lehrer besser tun würde; denn eine Beamtenfrau hat es entschieden leichter, als eine Bäuerin.“

„Bäuerin? Wie du das sagst . . .“

„Ist diese Benennung vielleicht nicht richtig?“

„Das schon! Aber es klingt so wegwerfend, so geringschätzend, und doch ist die Landfrau eins der nützlichsten Mitglieder der menschlichen Gesellschaft.“

„Sehr richtig! Dies wollte ich mit dem Ausdruck „Bäuerin“ auch nur sagen. Ihr Leben ist Mühe, Arbeit und noch einmal Arbeit; sie wird nicht auf Rosen gebettet, sondern befindet sich vom frühen Morgen bis zum späten Abend in den Sielen, und das — meine ich — wird unserer, im freundlichen Sonnenschein einer sorglosen Jugend aufgewachsenen Traute sehr, sehr spanisch vorkommen. Was aber das schlimmste wäre: sie könnte eines Tages den Schritt bereuen, das Joß allzu sehr spüren und es abzuwerfen suchen. Hoffen will ich dies zwar nicht; denn das Pflichtbewußtsein des Mädchens ist stark entwickelt. Steht die Liebe auf

gleicher Höhe, so überwindet sie wohl auch alles Widerwärtige, jede Enttäuschung und hält für ein ganzes Leben vor . . .

„Du hast beherzigenswerte Worte gesprochen, Hubert“, entgegnete die Frau ernst, „siehst in diesem Falle aber wohl doch etwas zu schwarz. Ich kann unmöglich glauben, daß dieser gebildete Mann seine doch ebenfalls gebildete Gattin zu einer Dienstmagd herabwürdigen wird, die den Kuhstall reinigen und Dünger streuen muß. Dazu sind doch die wirklichen Mägde da. Auch das Getreidemähen und Dreschen wird er ihr nicht zumuten; hierfür gibt es Maschinen. Aber ich leugne nicht, daß auch ohne dies die Tätigkeit, der Arbeitsbereich einer Landfrau, sei sie nun auf einem Rittergut oder in einer kleineren Wirtschaft zu Hause, sehr umfangreich, verantwortlich und schwer genau ist und eine ganze Persönlichkeit und nur geringe Vergnügungslust erfordert. Diesen Anforderungen wird unsere Tochter aber im vollsten Maße gerecht; dafür lege ich meine Hand ins Feuer.“

„Ich auch“, sagte der Mann mit Überzeugung. „Du gibst aber selber zu, daß sie es nicht leicht haben wird, jedenfalls viel schwerer wie als Lehrersfrau.“

„Das ist richtig. Eine Lehrersfrau führt im allgemeinen ein leichteres, sorgenfreieres Dasein als eine Bäuerin — um deinen Ausdruck von vornhin zu gebrauchen — und ich bin auch die Letzte, die das Mädchen abhalten würde, einen Lehrer zu heiraten . . . nur dürfte er nicht „Marshall“ heißen.“

„Was hast du eigentlich gegen den netten, adretten und sympathischen Menschen einzuwenden?“

„Sympathischen Menschen . . .? Mir ist er nicht sonderlich sympathisch. Im Gegenteil . . .“

„Und der Grund . . .“

„Wer die Religion verächtlich macht, der erscheint auch mir verächtlich.“

„So? hm . . ., tut er das?“

„Sawohl, das tut er. Dagegen besitzt Herr Kaiseler eine durchaus religiöse Weltanschauung, und deshalb ziehe ich ihn jenem vor, was übrigens Waltraut auch tut.“

„Als Mensch ist Kaiseler untadelhaft, das muß auch ich sagen, habe deshalb auch nicht die geringsten Bedenken — bis auf die vorgebrachten, die sich aber nur auf die Schwere der Stellung als Landfrau beziehen — dem jungen Manne unser einziges Kind anzuvertrauen.“

„Na also . . ., da sind wir uns ja einig.“

Während sich das Försterpaar in dieser Weise unterhielt, tanzte Julius mit Waltraut durch den überfüllten Saal.

„Wie im Rudeltopf“, sagte er scherzend, „und für mich nur deshalb ein Vergnügen, weil Sie meine Tänzerin sind.“

„O, o, wie Sie schmeicheln können.“

„Jetzt schmeicheln Sie, ich tat es nicht.“

„Wirklich nicht?“

„Fragen Sie Ihr Herz, es wird die Antwort geben.“

„Was soll ich mein Herz denn fragen?“

„Ob es Ihnen rät, mir das zu werden, was ich am Maifest vergebens erhoffte, nämlich meine Maifrau . . .“

„Nur das —?“, entgegnete das Mädchen neckisch, aber mit holdem Erröten.

„Mehr als das. — Das Sprüchlein, mit dem die Maifrau den Hut des Burschen als Anerkennung seiner Forderung mit Blumen schmückt, heißt: „Heute zum Lehen, übers Jahr zum Ehen“. Ich ändere die Worte um, die nun lauten: „Heute als Braut, und Weihnachten getraut, in heiliger Stund' zum unlöslichen Bund.“

„Wie Sie reimen können.“

„Holperig genug. Aber darauf kommt es in diesem Augenblick ja nicht an. Hoffentlich bin ich deutlich genug gewesen.“

„Ja, ich habe Sie verstanden. Und da ich schon lange wußte, daß es so kommen würde, hatte ich Zeit genug, mich auf die Antwort vorzubereiten.“ Sie schwieg.

„Nun . . . und wie lautet diese Antwort?“, fragte er flüsternd und doch vor Erregung zitternd.

„Sie lautet kurz und bündig: Ja.“

„Ich danke dir, süße traute Traudel. Obgleich ich deine Liebe zu mir längst ahnte, erfüllt mich deine Antwort doch mit unbeschreiblichem Jubel und macht mich zum glücklichsten der Menschen.“

„Der „Männer“ mußt du sagen“, hauchte sie, „denn glücklicher als ich bist du auch nicht.“

„Um so besser. So ist eins das Abbild der Seele des andern, folglich sind wir eins und wollten es hienieden immer bleiben.“

„Ja, das wollen wir, Julius . . .“

Was sich die zwei jungen Menschenkinder, die zum ersten Mal tief und rein liebten, noch einander zuzufüstern hatten, mag ihr Geheimnis bleiben. Abriegen verfiel der Tanztrubel auch jedes weitere Wort, daß der Erzähler, so sehr er die Ohren auch spitzte, doch nichts mehr verstehen konnte.

Eine Viertelstunde später erschienen sie aber Arm in Arm und mit vor innerem Glück leuchtenden Augen wieder im Garten und nahmen an dem Tische Platz.

Waltraut sah die Eltern, deren prüfende Blicke sie sofort fühlte, an und lächelte in holder Verlegenheit, und Julius' Augen ruhten in seliger Verträumtheit auf der Geliebten, als könne er sich nicht satt sehen an dem berückenden Bilde, das sie in ihrer süßen Verwirrung bot.

„Nun, was habt ihr beide denn?“, unterbrach Weismut mit gemachter Ahnungslosigkeit das verräterische Schweigen. „Ihr kommt mir gerade so vor, wie zwei verliebte Späßen, nur mit dem Unterschied, daß diese einen tollen Spektakel vollführen und ihr die Sprache verloren zu haben scheint.“

Da wandte sich das Mädchen dem Jüngling zu und stammelte: „Sag's doch, Julius.“

Dieser wurde jezt der realen Wirklichkeit wiedergegeben. Kurz entschlossen rückte er seinen Stuhl ganz nahe an den des Försters heran und sagte: „Ich weiß nicht, ob der Ort, eine Brautwerbung vorzubringen, geeignet ist. Man muß aber die Gelegenheit beim Schopfe fassen und den Augenblick ergreifen, wie er sich bietet. Also, na, wie soll ich's sagen? — Darf ich Sie bitten, mein Schwiegervater zu werden?“

„Sie sind ja ein ganz Moderner“, lachte Weismut, über diese originelle Werbung belustigt. „Wenn es nur an mir läge, ließe sich darüber reden. Auf mich kommt es aber erst in zweiter Linie an. Die maßgebendste Stelle in dieser Angelegenheit ist doch die da“, damit deutete er auf Waltraut.

„Mit Ihrem Fräulein Tochter bin ich bereits im Reinen. Unter den Augen der Tanzgöttin haben wir soeben dem Gotte Amor unverbrüchlichen Gehorsam und ebensolche Treue gelobt. Zu unserm Glück sind uns also nur noch das Einverständnis und der Segen der Eltern derjenigen, die meine Lebensgefährtin zu werden versprochen hat.“

„Das will überlegt werden“, sagte der Förster mit erheucheltem Ernste, „nicht wahr, Mutter? So schnell geht das nicht. Einige Tage Bedenkzeit müßten wir schon haben . . .“

„Ich brauche keine Bedenkzeit“, lachte die Frau, „sondern heiße Sie, Herr Kaiseler, als Schwiegervater schon jezt herzlich willkommen.“ (Fortsetzung folgt.)

Dorf am Mittag.

Kaum lebt ein Laut; die Linden blühen,
Umlobert tief vom grellen Mittagschein,
Die Straße gleißt, die weißen Häuser glühen,
Der Ginster sängelt selb am Gartenrain.

Nur manchmal tönt vom Schulhaus Kinderfingen,
Nur manchmal schwellt das Düften der Sorbingen,
Flutet und ebdt das Weizenfeld.

Dann ist es still, ein weißer Falter fliegt,
Von Duft und Bienensummen eingewiegt,
Wie trunken durch die sommerliche Welt.

Ludwig Bäte.

Das Geheimnis des Chevaliers d'Con.

Erst Rittmeister und Botschafter, dann Hofdame und Fachtlehrerin, schließlich doch ein Mann.

Von Günther Erlendel.

Wenige Menschen können auf einen so eigenartigen Lebenslauf zurückblicken wie Charles Geneviève Chevalier d'Con, der 1728 geboren, während der 82 Jahre seines Lebens nacheinander königlicher Stallmeister, Doctor juris, Parlamentsanwalt, Rittmeister, Botschafter am Hofe von St. James, königlicher Zensor und ein angesehener Schriftsteller, außerdem aber auch noch königliche Hofdame und Fachtlehrerin war. Also zweifellos eine interessante Persönlichkeit, bei der das Interessanteste ist, daß man bis zu ihrem Tode nicht mit Bestimmtheit wußte, ob der Chevalier d'Con — ein Mann oder ein Weib war.

Der junge d'Con wurde als Knabe getauft. Als er indessen drei Jahre zählte, tauchten Zweifel bezüglich seines Geschlechts auf, und das Kind wurde in Mädchenkleider gesteckt; kurz darauf änderte man auch seine Vornamen in weibliche um. Als Mädchen galt d'Con jedoch nur vier Jahre lang, dann trat von neuem ein Wechsel ein, und die kleine Geneviève erhielt wieder Knabenkleidung und -namen. Der junge Chevalier zeigte sich als begabter Schüler und promovierte später cum laude zum Doktor der Rechte.

Nachdem d'Con kurze Zeit in besonderer Mission am Hofe von St. Petersburg gewirkt, machte Ludwig XV, ihn zum Dragoner-Rittmeister und schickte ihn dann als Botschaftssekretär nach London. Nicht lange danach wurde der Chevalier zum Botschafter daselbst ernannt. Als solcher wirkte er 14 Jahre lang in der englischen Hauptstadt, bis er 1777 plötzlich nach Paris zurückberufen wurde.

Wieder nämlich hatten sich Zweifel erhoben, ob d'Con dem männlichen oder weiblichen Geschlecht angehöre. In London war diese Frage sogar zu einem beliebten Wettgegenstand geworden; wie es heißt, sollen über das interessante Problem mehr als zweieinhalb Millionen Mark umgeseht sein, eine für damalige Zeiten sehr erhebliche Summe. In einem Falle lagte ein gewisser Hayes, der behauptet hatte, d'Con sei eine Frau, eine solche Wettforderung ein, und das Gericht gab ihm recht. Auch die französische Regierung schloß sich dieser Ansicht an, der König bewilligte seinem bisherigen Botschafter eine Pension von 10000 Mark, aber unter der Bedingung, daß „er“ in Zukunft Frauenkleidung trüge. Diese Vorschrift übertrat d'Con indessen recht häufig; im August 1777 erschien er z. B. am Hofe zu Versailles in seiner alten Rittmeisteruniform, worauf alsbald eine königliche Verordnung ihm unterlagte, sich in Zukunft anders als in Frauenkleidern zu zeigen.

Die Königin selbst nahm sich der Sache an und sorgte für eine angemessene Ausstattung. Wie die Umwandlung vor sich ging, berichtet anschaulich eine alte französische Quelle, in der es heißt: „Sie — d'Con — wurde mit duftenden Wohlgerüchen gesalbt, ihr Haar gekräuselt und mit einem prächtigen Kopfschmuck geschmückt. Kleid, Unterröde und Strümpfe waren aus bestem Stoff. Dann legte man ihr Armbänder, ein Halsband, Ohringe und andere Ringe an und stellte sie so bei Hofe vor mit der Verpflichtung, zwei Jahre dort zu bleiben, damit sie sich völlig in ihren neuen Stand einleben könne.“

Die jetzige Madame d'Con wurde nun Hofdame bei Marie Antoinette. Nach dem Ablauf der beiden Pflichtjahre bei Hofe lebte sie noch acht Jahre in Paris; nicht weniger als dreimal suchte sie ein Kloster auf. 1787 tauchte sie dann plötzlich wieder in London auf. Hier erregte sie geradezu Sensation, indem sie bei verschiedenen Gelegenheiten öffentlich als Florett- und Degenfechterin auftrat. Eine Frau, die sich diesem bis dahin ausschließlich dem starken Geschlecht vorbehaltenen Sport widmete, erschien den Londonern als etwas ganz Unerhörtes. Auch als Schachspielerin produzierte sich Madame d'Con mit Erfolg in der Öffentlichkeit. So schlug sie den berühmten Philidor, als dieser einmal blind gegen drei Spieler spielte. Die französische Revolution hatte den ehemaligen Botschafter und die frühere Hofdame natürlich die Pension gekostet; daher verdiente sich Madame ihren Lebensunterhalt durch Erteilung von Fachtstunden, die sei indessen aufgeben mußte, als sie, bereits 68 Jahre alt, einen so unglücklichen Stich in den Arm erhielt, daß sie nicht länger den Degen zu führen vermochte.

Sie fristete noch 14 Jahre lang ihr Leben mit Hilfe ihrer Freunde und einer kleinen, ihr vom König Georg III. ausgesetzten Pension; dann machte 1810 der Tod diesem eigenartigen Dasein ein Ende. Jetzt kommt aber eigentlich erst die größte Überraschung im Leben dieser eigenartigen Persönlichkeit. Als man daran ging, die Leiche der Madame d'Con, die 33 Jahre lang nur in Frauenkleidern aufgetreten war, für den letzten Weg zurecht zu machen, stellte sich heraus, daß man einen Toten ungewisselhaft männlichen Geschlechts vor sich hatte. In Männerkleidung wurde auch der jetzt wieder zum Chevalier d'Con Gewordene am 26. Mai 1810 auf dem Kirchhof St. Pancras bestattet.

Das Rätsel, das diese geheimnisvolle Persönlichkeit ihren

Zeitgenossen aufgegeben hatte, beschäftigte auch später noch lange die Öffentlichkeit und die wissenschaftlichen Kreise. Heute scheint festzustehen, daß d'Con tatsächlich ein Mann war, der nur auf Grund seiner zarten Gestalt und ausgesprochen weiblicher Formen und Gesichtszüge für eine Frau gehalten werden konnte.

Der Findling.

Von Iwan Heiblum.

An einem Herbstabend, als ich unter den Linden ging, bemerkte ich nahe am Fahrweg einen kleinen Vogel, der sich auf irgendeine Weise den Flügel gebrochen haben mußte. Er hüpfte in kurzen Sätzen von einem Fleck zum anderen und die Spitzen seiner Federn streiften den Boden dabei. Ich hob ihn behutsam auf und trug ihn in den hohlen Händen vor der Brust. Später tat ich ihn in meinen Hut.

Meine Wirtin, Frau Dessauer, stand in der Küche am Gasheerd. — „Alter Dessauer!“ rief ich, „ich habe einen Vogel ...“ Ich hörte sie darauf nur brummen: „Das wußte ich schon lange ...“ oder dergleichen.

Es war mir aber im Ernst darum zu tun, für meinen kleinen Findling das Nest auf ein Logis in meinem Zimmer zu erstreiten. Die Wirtinnen sind oft so wunderbar! Wegen einer Kasse habe ich zu dreien Malen das Quartier ändern müssen. „Sie geht in die Betten“, hatten die Wirtinnen gesagt, und „Entweder — Sie werfen die Kasse hinaus oder ich Sie.“ Da war ich denn gegangen, zwei Koffer und die Kasse im Arm. Endlich machte die Kasse solchen Unpländlichkeiten ein Ende und starb.

Als Frau Dessauer mit Lanne und Tasse hereinkam und mich wahrhaftig vor dem alten Panamahut meines Großvaters sitzen sah — denn dahinein baute ich für meinen Liebling das Nest — blieb ihr ein Wort in der Kehle stecken. „Ist es gottesmöglich!“ schrie sie — „Einen Vogel hat er sich mitgebracht.“ — „Warum denn nicht“, sagte ich. — „I pfui“, machte sie, indem sie ihn vorsichtig beäugte, „der ist ja krank.“ — Er lag nämlich im Hut und rührte sich nicht. — „Oder wohl tot? ... Nein, so etwas! Einen kranken Vogel ins Haus zu bringen! Wenn es wenigstens ein Kanarienvogel wäre oder ein Papagei.“ — „Oder ein Pfau“, sagte ich. — „Nein — was sagt einer dazu! Dies abscheuliche Tier soll in meiner Wohnung leben! Nein — diese Strafe, Zimmervermieterin zu sein.“ — „Alter Dessauer“, sagte ich, „keine Aufregung. Sein Logis wird von mir aus extra bezahlt.“

Wieder blieb ihr der Mund offen. Sie sah mich an. Die Frage nach der Höhe der Miete, die ich für meinen Vogel bezahlen wollte, lag auf ihren Lippen. Aber sie wagte es nicht. Sie machte wortlos feht und ging in die Küche. — Als sie später hereinkam, um die Schuhe vor das Bett zu stellen, sah sie in den Panamahut hinein und sagte: „Er ist nicht gerade schön — aber niedlich.“ — Ganz spät kam sie noch einmal. „Mit einem Kranken muß man liebevoll sein“, sagte sie da, „auch wenn es ein Tier ist.“

In der Nacht schlief der kleine Vogel im Hut auf einem Stuhl neben meinem Bett. Ritunter meinte ich, sein kleines Herz klopfen zu hören. Einmal machte ich Licht und leuchtete hinein. Er sah mich an. Ja, das ist besser — seinen Kopf in einem Hut haben — als auf der Straße vor den Automobilen zu liegen, sagte ich. Er sah mich nur an mit seinen kleinen Augen. — Na, schlafe gut, sagte ich, und löschte die Kerze aus.

Am Morgen sagte ich: Guten Morgen. — Pieps, sagte er. — Als ich fortgehen mußte, überantwortete ich den Hut dem alten Dessauer in die Hände. „Alter Dessauer“, sagte ich, „sei gut zu ihm.“ Sie machte eine Handbewegung, die sagte: Troll dich! Vogel, der alte Dessauer und ich. Und der alte Dessauer liebte ihn. „Du Raubtier“, sagte sie. Und: „Pieps“, sagte er. — „Soll ich dich schmoren?“ fragte sie. Und: „Pieps“, sagte er. Sie hatte seine Behausung verbessert, mit Filzen, Watte und Wolle ausgepolstert. Wenn die Sonne schien, stellte sie das Nest auf die Fensterbank. Ließ sie aber Lust von der Straße herein, trug sie erst den Hut an den Ofen.

Der kleine Vogel wurde wieder gesund, da war kein Zweifel. Er begann mit den Flügeln zu probieren. Aber im Ernst wollte er wohl niemals wieder aus dem Hut heraus. Er hatte es gut hier, wo wollte er's besser haben. Der alte Dessauer sorgte für ihn — seine eigene Mama konnte unmöglich sorglicher gewesen sein.

Eines Abends, wie ich meine Stube betrete, sieht am Tisch der alte Dessauer und weint. Vor ihr steht das Panamaneß. Der alte Dessauer blüht gar nicht auf, ich bin es, wer soll denn anders hereinkommen, um ihr Guten Abend zu sagen und zu fragen: Wie geht es dem kleinen Vogel? — Sie läßt die eine Hand vom Taschentuch, das vor Augen und Nase liegt, und deutet mit dem Finger in den Hut. Der Hut ist leer. — Sie schluchzt so heraus: „Der kleine Vogel ... der kleine Vogel ... das Fenster ... das Fenster ... da ist er durch das Fenster ... weg ... geflogen ...“ — Ich sehe da und muß sie trösten.

Da wußte ich mir nicht zu helfen. — Ich beglich die Rechnung für sein Logis, und zwar bezahlte ich den Monat voll, obgleich der Tag noch vor Mitte des Monats war — der siebente — an dem er uns verlassen hat.



Des Kleingärtners Tagewerk im Juni.

Geweckt von fruchtbarer Wärme und Feuchtigkeit, tritt überall das Werden und Wachsen neuen Lebens am üppigsten hervor. Der Wald steht im lieblichen, jungfräulichen Grün und wetteifert mit dem vielfarbigen Blumenschmuck der Flur. Aber auch der Garten erlänzt in den mannigfaltigsten Farbentönen. Ein entzückend reizendes Bild voll Wärme, Reiz und Schönheit. Und zu all der Pracht gesellen sich noch köstliche Düfte von Nelke, Jasmin und Geißblatt. Sie alle übertrifft doch die stolze Königin, die Rose. Dieses herrlichste, wahrhaft göttliche Geschenk der Natur. Aber schon machen sich immer vielfältiger die Zeichen bemerkbar, die an das Dahinscheiden des Lenzes mahnen.

Der Garten bringt Arbeit in Hülle und Fülle, besonders in der Pflege der jungen Pflanzen sowie der Bekämpfung des Unkrautes und der Schädlinge.

Im Obstgarten schreitet die Entwicklung der Fruchtansätze bei genügend feuchtem Wetter flott vorwärts. Die Spaliere sind reichlich zu bewässern, namentlich Pfirsiche und Aprikosen erweisen sich außerdem dankbar für eine flüssige Düngung mit verdünnter Jauche, die ihre Früchte vollkommener werden läßt. Die Seitentriebe bei dem Spalierobst werden entspizt, die Leittriebe angeheftet. Die unverebelten Obstbäume sind öfters nachzusehen. Sobald der Bast an den Verbänden einschnürt, ist er zu lösen, und stark treibende Edelreiser an Stäben anzuhaken. Um große Früchte an den Spaliere zu bekommen, sollte man jetzt schon zu dicht hängende, vor allem die verkrüppelten, wurmfressigen und beschädigten Früchte ausdünnen. Überall, wo sich Wurzelanschläge entwickeln, müssen diese an der Ursprungsstelle entfernt werden, sonst treiben sie doppelt aus und entziehen dem Baume viel Nahrung. Der festgetretene oder verkrüppelte Boden unter den Bäumen ist zu lockern. Die Erdbeerpflanzen sollte man schon frühzeitig zum Schutze der Früchte mit Holzmulde, Stroh oder Torf umlegen. Überall ist auf das Auftreten der Obstbaumschädlinge und Krankheiten zu achten. Sie müssen frühzeitig, ehe sie sich ausgebreitet haben, bekämpft werden.

Im Gemüsegarten sind die Beete besonders bei verkrüppeltem Boden flach zu lockern, das Wachstum wird dadurch ungemein gefördert, das Unkraut zerstört und dem Boden die Feuchtigkeit erhalten. Zu dicht stehende Saaten der Zwiebeln, Möhren, Karotten und Schwarzwurzeln sind zu verziehen und dabei das Unkraut auszujäten. An einem regnerischen Tage werden die nährstoffbedürftigen Gemüsepflanzen, besonders die Kehlorten, mit flüssigem Dünger, versehen. Bei anhaltender Trockenheit gieße man alle 3 bis 4 Tage die Pflanzen durchdringend (mindestens einen halben Liter Wasser an jede Pflanze) in den Abendstunden und bedecke die benetzten Stellen leicht mit Erde oder Mist.

Aussaat für spätere Pflanzungen auf halbshattige Beete: Kohlrabi, Rosenkohl, Winterkohl, Blumenkohl, Winterendivien (aber erst Ende des Monats), ferner alle 14 Tage Radieschen, alle 3 Wochen Kopfsalat, endlich Folge-saaten von Buschbohnen und Erbsen.

Der Blumengarten steht in herrlicher Blütenpracht, obenan die unergleichen Rose. Ihre Blütenwilligkeit sowie die der anderen Blumen wird durch das Abschneiden der verblühten Blumen von neuem angeregt. An den Rosen sind die Blattläuse und Wicler zu vernichten. Den Dahlien lasse man nur 3 bis 4 Triebe, desto schöner werden ihre Blüten. Schlinggewächse sind anzuhaken. Glodenblumen, Fingerhut, Bartnelken u. a. werden verstopft. Für den Winterklor wird Goldlack, Winterlekoien und Nelke ausgesät. Der Rasen ist alle 10 Tage abzumähen und regelmäßig abends zu gießen.

Behandlung der umgepfropften Obstbäume.

Wenn die bereits anfangs März aufgesetzten Edelreiser schon recht stark ausgehoben haben und dicker geworden sind, dann ist der Bast etwas zu lösen, damit er nicht einschneidet. Vorerst braucht der Bast nicht vollständig entfernt zu werden. Es genügt schon, wenn er dem eingesezten Reis gegenüber der Länge nach mit einem scharfen Messer aufgeschnitten wird. Dann schafft man schon genügend

Luft und er löst sich schon nach und nach von selbst ab. Haben sich bereits um die Verebelungsstelle starke, wilde Triebe entwickelt, so tut man gut, sie alsbald zu entfernen, während man die schwachen vorerst nur auf drei Blätter entspizt. Es ist durchaus nicht ratsam, sämtliche Wildtriebe auf einmal zu beseitigen. Es entstehen dann nur zu leicht Saftstockungen, die auch eine nachteilige Einwirkung auf die Edelreiser in der Regel haben.

An den Pfirsichbäumen kann man jetzt schon feststellen, ob Früchte voraussichtlich hängen bleiben. Alle nicht mit Früchten besetzten Triebe, einerlei ob am Busch- oder Spalierbaum, sind bis auf die untersten Triebe zu entfernen. Damit erhält man eine Anzahl richtiger Fruchtzweige, die sich zudem nahe am Stamm befinden. Eine derartige Behandlung beugt dem frühen Kahlwerden in den unteren Partien am besten vor.

Das erste Entspitzen der Spalier- und Formobstbäume.

Schon beim ersten Trieb im Mai läßt sich feststellen, daß die oberen Triebe eines Astes sich kräftiger entwickeln als die unteren. Sollen nun die Äste sich gleichmäßig mit kurzem Fruchtholz bekleiden, so ist ein Entspitzen oder Pinzieren schon bei den jungen Trieben bald nach dem Austreiben vorzunehmen. Bei diesem Eingriff bleibt jedoch der oberste, sogenannte Leittrieb, der den Formzweig verlängern soll, verschont. Dagegen muß der darunter stehende Trieb, der Astleittrieb, der ebenso kräftig austreibt wie der Leittrieb, in der Entwicklung zurückgehalten werden. Damit er kurz bleibt, wird ihm, sobald er etwa 10 Zentimeter lang geworden ist und mehr als vier Blätter aufzuweisen hat, die Spitze mit dem Daumennagel abgetrennt. Dadurch wird sein Weiterwachsen unterbrochen. Dafür aber wachsen die beiden nächsten, unter ihm stehenden Triebe, um so kräftiger, weil ihnen der aufsteigende Saftstrom in vollem Maße zukommt. Auch sie müssen daher, wenn sie die Länge von 10 Zentimeter überschritten haben, ebenfalls entspizt werden. Schließlich machen sich auch diese Eingriffe bei dem nächstfolgenden Trieb durch üppiges Wachstum bemerkbar, so daß sich, soll die Form gewahrt bleiben, auch hier ein Entspitzen für notwendig erweist. So werden nach und nach an einem Leitast die Seitentriebe von oben nach unten in eine möglichst gleichmäßige Entwicklung gebracht. Allerdings entwickeln die obersten Triebe in ihrem Wachstumsdrange von neuem Triebe aus den Blattwinkeln. Dann muß man auch diese jüngsten Austriebe im Laufe des Sommers, um das Gleichgewicht herzustellen, wiederum zur rechten Zeit entspitzen. Es ist also bei den Formobstbäumen eine aufmerksame Verfolgung der Entwicklung ihrer jungen Triebe unerlässlich.

„Pareys Blumengärtnerei“

Beschreibung, Kultur und Verwendung der gesamten gärtnerischen Schmuckpflanzen. Mit etwa 1000 Textabbildungen und 48 viel farbigen Tafeln. Das Werk erscheint in etwa 20 monatlichen Lieferungen. (Verlag von Paul Parey, Berlin SW. 11.) „Pareys Blumengärtnerei“ ist eine vollkommene Neugestaltung der deutschen Ausgabe von „Vilmorins Blumengärtnerei“, die jahrzehntelang als das Standardwerk der deutschen Gartenbauliteratur gelten durfte. Sie ist ein völlig neues Werk, eine eigene Schöpfung, geschrieben ausschließlich von deutschen Fachmännern und herausgegeben von E. Bonstedt, Gartenoberinspektor am Botanischen Garten in Göttingen. Aber jede in Kultur befindliche Schmuckpflanze kann in dem Buch nachgeschlagen werden. Jede Schmuckpflanze läßt sich an Hand der in dem Werke gebotenen Beschreibung bestimmen, für jede derartige Pflanze kann Auskunft geholt werden über Vermehrungsart, Pflegemaßnahmen, Verwendungsmöglichkeit usw. Bei der Einteilung des Stoffes wurde an Stelle des früher benutzten veralteten natürlichen Pflanzensystems das heute allgemein angewendete Englersche System gesetzt, so daß also das neue Werk mit den Farnen beginnt und mit den Kompositen schließt wird. „Pareys Blumengärtnerei“ ist ein Universalwerk für alle, die sich beruflich oder aus Neigung mit Blumen und Pflanzen beschäftigen.